

DIETRICH KURZ

Doppelpaß, Elektromyographie, Sportlehrerverhalten: Erfahrungen mit einem Reformkonzept 1978 bis 1988

Der Sport ist eines der auffälligsten Phänomene unseres Jahrhunderts; er ist ein unverzichtbares Ferment der Entwicklung für Kinder und Jugendliche, ein Lebenselixier bis ins hohe Alter. Nicht nur bei herausgehobenen Weltfesten des Sports wie kürzlich in Seoul wird jedoch deutlich, daß die Reize und Segnungen des Sports nur seine eine Seite sind. Deshalb brauchen wir Spezialisten, die den rechten Umgang mit dem Sport lehren und organisieren, und wir brauchen Forschung, die über die Bedingungen aufgeklärt, unter denen das humane Potential des Sports sich am besten entfalten kann.

An 60 Hochschulen der Bundesrepublik gibt es Fakultäten, Institute oder Abteilungen, in denen solche Spezialisten ausgebildet werden und zumindest in Ansätzen auch solche Forschung betrieben wird. Die Bielefelder Abteilung Sportwissenschaft gehört nicht zu den größten von ihnen; mit ungefähr 700 Studierenden und 18 Lehrenden liegen wir irgendwo im oberen Mittelfeld. Was die Masse angeht, streben wir keinen UEFA-Platz an. (In anderer Hinsicht schon.) Dennoch lohnt es sich, schon heute – zehn Jahre nach dem Beginn – eine erste Bilanz zu ziehen. Denn die Bielefelder Sportwissenschaft ist eine der letzten Neugründungen in der Bundesrepublik; und hier wurde die Chance des späten Anfangs für ein mutiges Reform-Experiment genutzt, das zwar inzwischen hier und da Nachahmer findet, aber als Ganzes nur dort wiederholt werden könnte, wo noch einmal eine sportwissenschaftliche Universitätseinrichtung von Grund auf neu gebaut würde. Und das werden wir wohl bis zum Jahr 2000 in der Bundesrepublik nicht mehr erleben.

Die Vordenker für das Experiment hatte der Deutsche Sportbund von 1972 bis 1975 in seiner ad-hoc-Kommission Sportlehrerausbildung arbeiten lassen; den Vorsitzenden dieser Kommission, den Hamburger Sportwissenschaftler Knut Dietrich, gewann man als Mitglied der Aufbaukommission für Bielefeld, dazu u.a. noch Dietrich Quanz, den späteren Rektor der Sporthochschule in Köln, der die Probleme klassischer Großinstitute aus interner Beobachtung kannte. Ein besonderer Glücksfall war es, daß der langjährige Prorektor für Strukturfragen der Universität Bielefeld, Dietrich Storbeck, den Vorsitz der Aufbaukommission übernahm. Er besaß drei athletische Eigenschaften, die er als Amateurtänzer eigentlich gar nicht brauchte, die aber unverzichtbar waren, um das Strukturkonzept zunächst durch den Senat und dann alle Jahre wieder durch die Finanzkommission zu bringen: Mut, Stehvermögen und taktisches Geschick. Als Vorlage 1703.13/1059 wurde das Strukturkonzept am 15.6.1977 im Senat verabschiedet; nach der Besetzung der ersten

Professur im folgenden Herbst konnte die Lehre zum Wintersemester 1978/79, genau am 12.10.1978, beginnen.

Was ist der Kern des Bielefelder Konzepts? Am einfachsten kann ich das beschreiben, wenn ich es vor den Hintergrund des bis heute typischen Sportinstituts stelle, das zumindest die älteren Mitglieder unseres Kollegiums als Studenten oder Lehrende noch erlebt haben und das auch unsere Studenten noch erleben, wenn sie doch einmal die Universität wechseln. Ich werde mich bei dieser Beschreibung des typischen Sportinstituts etwas länger aufhalten, weil Sie auf diese Weise – gewissermaßen im Umkehrschluß – schon Wesentliches über unser Strukturkonzept erfahren. Das typische Sportinstitut also hat ein zweiseitiges Kollegium.

Die eine Gruppe hält sich vorwiegend in Sporthallen und Bädern, auf Sportplätzen, Skipisten, Gewässern und in anderen schönen Umgebungen auf, lehrt die Studenten Sport und lebt mit den Studenten im Sport. Nennen wir sie einfach die "Praktiker". In meinem Vortragstitel steht für sie als beliebiges Beispiel eines Know-how, das sie weitergeben, der Doppelpaß; es hätten auch Saltowende, Jazzwalk oder Tiefschneefahren sein können.

Die andere Gruppe lehrt in Hörsälen und Seminarräumen, was ein Sportlehrer über Anatomie und Physiologie, Gesundheit und Training, Bewegungslernen und Methodik, motorische und soziale Entwicklung, über die Notwendigkeit des Sports in unserer Welt, über seine Geschichte und Organisation, über Schulsport, Lehrplan und Unterrichtsplanung wissen sollte. Diese zweite Gruppe arbeitet darüber hinaus in Bibliotheken, vielleicht noch in Laboratorien, und nähert sich dem Sport, dem Arbeitsfeld der Praktiker, vorwiegend über das Medium gedruckter Buchstaben. Wenn sie selbst hineingehen in das Feld, dann typischerweise mit einer Hochfrequenz-Kamera oder einem Beobachtungsbogen bewaffnet. Doch lieber noch holen sie sich die Sportler aus dem Feld heraus, lassen sie Fragebögen ausfüllen oder Handlungselemente des Sports unter Laboratoriumsbedingungen simulieren. Da sitzen die Probanden z.B. auf Fahrrädern, mit denen man nicht von der Stelle kommt, mit Elektroden und Kanülen bestückt, über die von der Herzfrequenz bis zum Milchsäurepegel allerlei Wissenswertes an Rechner und Bildschirme weitergegeben wird. Mein Stichwort für diesen Aufgabenbereich ist "Elektromyographie" – ein raffiniertes, bei uns sehr weit entwickeltes Verfahren, über die Aktionspotentiale, die Muskelkontraktionen hervorrufen, deren Zusammenspiel in sportlichen Bewegungen zu erforschen. Typischerweise ist nun für diesen zweiten Aufgabenbereich – von der Vorlesung bis zur Elektromyographie – in einer sportwissenschaftlichen Hochschuleinrichtung eine eigene Personengruppe zuständig. Ich will sie "die Theoretiker" nennen.

Praktiker wie Theoretiker in diesem typischen Sportinstitut gewinnen ihre Handlungssicherheit aus der Tradition von Disziplinen: Die einen sind z.B. Handballer, Leichtathleten oder

Tänzer, die anderen z.B. Biomechaniker, Historiker oder Psychologen. Die Praktiker haben sicher die lebendigere Aufgabe, sie sind im Idealfall Meister ihrer Disziplin und können sie entsprechend lehren, aber es fehlen ihnen oft die akademischen Weihen, Promotion oder gar Habilitation, ohne die man nur durch Ausnahmeregelungen auf die begehrteren Stellen einer Universität gelangt. Anders die Theoretiker: Sie haben die übliche wissenschaftliche Laufbahn für die Universität hinter sich, können daher auch die normalen Karrieren einschlagen; aber erst bei der jüngeren Generation kann das von Anfang an eine sportwissenschaftliche Laufbahn gewesen sein. Ein großer Teil der Professuren für Sportwissenschaft ist heute noch mit Wissenschaftlern aus Grundlagendisziplinen besetzt, die für die Fragen des Sports bestenfalls ein amateurhaftes Interesse mitbrachten.

Soweit in wenigen Strichen die Struktur eines Sportinstituts, wie sie bis zur Mitte der 70er Jahre selbstverständlich war und auch heute noch normal ist. Solch ein Institut paßt nicht so recht in die Fakultäten – Gliederung einer Universität; man gliederte es daher irgendwo außen an, baulich und organisatorisch, und ordnete nur wenige Hochschullehrer den jeweils passenden Fakultäten zu. Mancherorts ist das heute noch so; in Bielefeld war es von Anfang an anders geplant. Schon räumlich sitzt die Sportwissenschaft mit allen Fächern unter dem einen Dach der *universitas litterarum*, organisatorisch mit der großen Schwester Psychologie in einer Fakultät – und das bekommt ihr gut. Aber ich will nicht vorgreifen.

Ich muß zwei grundlegende Probleme der bisherigen Sportinstitute noch etwas erläutern, die der Bielefelder Reformansatz überwinden soll. Das erste ist der Personalbedarf. Folgt man nur der geltenden Prüfungsordnung für das Lehramt Sport in Nordrhein – Westfalen, so sind in der Praxis mindestens 14, besser 20 Disziplinen (sprich: Sportarten), in der Theorie mindestens 7, besser 10 Disziplinen (sprich: Teilwissenschaften) zu lehren und zu prüfen. Allein dafür kommt ein reines Lehrinstitut mit weniger als 20 Lehrkräften kaum aus, wenn man sich an die übliche Verteilung der Aufgaben an Praktiker und Theoretiker hält. Wenn dazu noch in einigen Bereichen geforscht und wissenschaftlicher Nachwuchs gefördert werden soll, wird der Bedarf entsprechend höher. Nur wenige Großinstitute in der Bundesrepublik entsprechen diesen Voraussetzungen, die Deutsche Sporthochschule in Köln natürlich, daneben – z.T. schon mit Abstrichen – die großen Einrichtungen in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Mainz und München. Ein Bundesland, das wie Nordrhein – Westfalen auf Regionalisierung setzt, kann sich dies Konzept neben der Sporthochschule mit ihren 200 Stellen für wissenschaftliches Personal eigentlich nirgends mehr leisten. Storbecks Aufbaukommission hatte von Anfang an das Ziel, in Bielefeld ein Modell dafür zu entwickeln, wie man auch mit 20 Stellen eine Einrichtung schaffen kann, die in Lehre und Forschung sinnvoll arbeitet – und vielleicht kostengünstiger als die großen. In der aktuellen und absehbaren Hochschulsituation des Landes ist dies Modell so notwendig wie nie zuvor. Einige Zeit schien es unser Pech zu sein, daß die einzige Einrichtung in Nordrhein – Westfalen, die konsequent einen ähnlichen Weg versucht wie wir, ganz in der

Nähe, in Paderborn, liegt — inzwischen scheint man auch im Ministerium anzuerkennen, daß keine von beiden entbehrlich ist.

Das zweite grundlegende Problem des klassischen Sportinstituts ist inhaltlicher Art. Es liegt darin, daß es in seinem zweigeteilten Kollegium offensichtlich schwer gelingt, auch nur die Lehre der beiden Gruppen aufeinander abzustimmen. Sie lehren bestenfalls beziehungslos nebeneinander her, oft auch konfliktreich gegeneinander. Die einen lehren einen bunten Strauß von Sportarten, die anderen eine Auswahl wissenschaftlicher Ansätze, in den Köpfen der Studenten begegnet sich das allenfalls auf der Beispielebene. Und so sollen sie Sportlehrer werden. Sie erleben die einen Lehrer, die Praktiker, als Modelle für Sportlehrerverhalten (endlich mein drittes Titelwort!), und sie erwerben bei den anderen theoretische Kenntnisse, die ihnen als Bausteine ihres Sportlehrerverhaltens empfohlen werden. Doch die Praktiker kommen offensichtlich auch ohne diese Kenntnisse gut aus (und sagen das gelegentlich auch selbstbewußt); und die Theoretiker zeigen nie, wie man mit ihnen in der Praxis arbeitet. Vielleicht ist unter ihnen sogar einer, der Sportdidaktiker, dessen besondere Aufgabe es ist, die Nützlichkeit der Theorie für die Praxis zu lehren, aber zunächst ist das, was er da lehrt, wieder Theorie; und wenn er einer von den wenigen ist, die sich bemühen, diese ihre Theorie z.B. in Unterrichtsversuchen praktisch werden zu lassen, bleibt er im klassischen Sportinstitut ein Einzelkämpfer, der dessen tiefen Graben zwischen Theorie und Praxis allein nicht überbrücken kann. So bleibt es den Studenten im wesentlichen selbst überlassen, das in einer Person zu verbinden, was sie bei ihren Lehrern in der Regel getrennt erleben: Können und Wissen.

Über das bisher typische Sportinstitut habe ich mich wie gesagt, deshalb so ausführlich ausgelassen, weil sich auf diese Weise das Bielefelder Reformkonzept als Gegenentwurf verstehen läßt. Es wäre nun jedoch zu einfach, vor dem Dunkelgrau, in dem ich die anderen gemalt habe, die Bielefelder Betonfarbe als Weiß erscheinen zu lassen. Selbst der Anlaß seines Geburtstags sollte uns nicht verleiten, das zehnjährige Kind zu idealisieren. Um im Bild des Kindergeburtstags zu bleiben: Die Pubertät kommt bestimmt, und die mit ihr gestellten Entwicklungsaufgaben lassen sich leichter lösen, wenn man auf sie vorbereitet ist.

Ich nehme mir daher nun drei zentrale Prinzipien, auf denen das Strukturkonzept aufgebaut ist, heraus und beschreibe einige Erfahrungen, die wir mit ihnen gemacht haben. Das erste Prinzip nenne ich Theorie — Praxis — Überbrückung. Es ist nicht ausdrücklich im Strukturkonzept genannt, aber zwischen seinen Zeilen steht es überall. Mit diesem Prinzip ist gemeint, daß auf Lehrende gesetzt wird, die mit einem Bein in der Praxis, mit einem in der Theorie stehen, die also z.B. die Elektromyographie und den Doppelpaß beherrschen und aufeinander beziehen können, die aus der Kenntnis der Praxis die fruchtbaren Forschungsfragen stellen und die Forschungsergebnisse für die Verbesserung der Praxis

nutzen können. Das gilt für die Praxis in einem doppelten Sinn. Die gedachten Dozenten des Strukturkonzepts sind Praktiker als Sportler und Sportlehrer, also zugleich auch Modelle für Sportlehrerverhalten, und so orientieren sie ihre Forschung und Lehre an den Fragen, die sich für Sportler und Sportlehrer stellen. Die Praxisrelevanz wird aus der eigenen Betroffenheit immer wieder hergestellt; man beforscht, was man in praxi als bedeutsam erlebt; man lehrt, was man unter den Ergebnissen der Forschung als hilfreich erfahren hat.

Das ist ein anspruchsvolles Prinzip, und als Prinzip halten wir es immer noch fest. Standbein und Spielbein mögen auf verschiedenem Boden stehen: Ein Teil von uns steht fester in der Biomechanik oder Turngeschichte, der andere am Beckenrand oder auf dem Fußballfeld; aber jeder steht in Theorie und Praxis. Das Strukturkonzept läßt die Erwartung erkennen, solchen Lehrenden könne es gelingen, auch die traditionelle Kluft zwischen theoretischen und praktischen Lehrveranstaltungen zu überbrücken. Die umständliche Bezeichnung unserer Kurse "Theorie und Praxis der Sportarten", an der wir noch festhalten, hat diesen Anspruch konserviert. Hier haben wir in zehn Jahren einiges dazugelernt. Ich habe z.B. anfangs gemeint, unser Konzept verlange, in einen solchen Kurs zur Leichtathletik alles an Sportwissenschaft hineinzuholen, was die Praxis begründen kann. Von Kurs zu Kurs ist mir deutlicher geworden, daß auf diese Weise die Erfahrung gelingender Praxis nicht zu vermitteln ist, und ich bin immer sparsamer mit Phasen geworden, in denen ich die gemeinsame Sportpraxis unterbreche, um ausdrücklich und systematisch Theorie zu vermitteln. Dennoch sind die Kurse nicht theorielos geworden; aber es gehört nur die Reflexion hinein, die die Praxis weiterbringt, und die schönste Theorie muß zurückstehen, wenn sie erfüllte Praxis zu stören droht. So erhält in diesen Kursen die Sportpraxis wieder ihr eigenes Recht.

Dennoch – oder gerade deshalb – halte ich unser Prinzip, jeder solle in Praxis und Theorie arbeiten und möglichst auch lehren, nach wie vor für unser wichtigstes, denn es widerlegt zu einfache Vorstellungen darüber, was Angewandte Wissenschaft und theoriegeleitete Praxis heißen könnte, durch die Erfahrung. Und das ist gut für unsere Lehre und unsere Forschung. Für die Lehre ist dabei sicher auch von Bedeutung, daß das Verhältnis zu den Studenten ein anderes ist, wenn man mit ihnen im Seminarraum und in der Skihütte, im Hörsaal und auf dem Rasenplatz zu tun hat. So erscheinen wir Lehrenden glaubwürdiger in unserem Engagement für die Sache, auch wenn unsere sportliche Leistungsfähigkeit bekanntlich spätestens im vierten Lebensjahrzehnt zurückgeht. (Übrigens fördert es auch das Betriebsklima in einem Kollegium, wenn man gemeinsam Fußball oder Tennis spielen, Radfahren und Norderney zu Fuß erreichen kann.)

Dennoch muß uns klar sein, daß es in einer Universität allgemeine Kräfte gibt, Theorie höher zu verrechnen als Praxis. Das beginnt schon mit den offiziellen Vorschriften zur Ermittlung von Lehrdeputaten. Wir haben uns bisher noch erfolgreich dagegen wehren können, danach zu verfahren, und gleichen die vorgeschriebene Ungleichheit intern wieder

aus. Meine Leichtathletik zählt wie mein Hauptseminar, und beides beansprucht mich, wenn ich es richtig machen will, auch gleich hoch.

Aber ist denn zu erwarten, daß wir in beides gleich viel investieren? Ist es nicht letztlich doch unsere Qualifikation in der Wissenschaft, die unsere Reputation im Fach und in der Universität begründet? Stellen werden auch bei uns vorwiegend nach den wissenschaftlichen Leistungen besetzt, und diese entscheiden vor allem über die weitere Universitätslaufbahn. Ist es verwunderlich, wenn die Assistentin mehr in die Elektromyographie investiert als in den Doppelpaß und ihr Lehrerverhalten? Unsere Studenten fragen zwar selbst Bewerber auf eine Professur stereotyp, in welcher Sportart sie denn auch praktisch lehren wollen, denn auch sie stehen hinter dem Prinzip. Aber wenn man nicht zugleich in Wissenschaft und Praxis hervorragend sein kann — und wer kann das schon? —, wird man in einer Universität wohl eher in der Praxis Abstriche machen. Wenn wir nicht sehr aufmerksam und selbstkritisch sind, besteht die Gefahr, daß unsere praktische Ausbildung allmählich Mittelmaß wird.

Das zweite Prinzip, zu dem ich einige Erfahrungen berichten möchte, heißt im Strukturkonzept "Problemorientierung". Es ist für die Forschung gleichbedeutend mit dem, was man auch "Anwendungsorientierung" nennt, und schließt für Lehre und Forschung die Forderung nach Interdisziplinarität ein. Die Probleme der Praxis enden eben in der Regel nicht an den Grenzen einer wissenschaftlichen Disziplin.

Die wichtigste Entscheidung war, die vielen bestehenden Disziplinen der Sportwissenschaft auf wenige disziplin—übergreifende Themenfelder zu konzentrieren und das Kollegium in Arbeitsgruppen nach diesen Themenfeldern einzuteilen. Zu einer Arbeitsgruppe gehören mindestens ein Hochschullehrer, ein Akademischer Rat und zwei Mitarbeiter auf Qualifikationsstellen, dazu Doktoranden und studentische Mitarbeiter. Die Mitglieder der Arbeitsgruppe haben ihre Schwerpunkte in verschiedenen sportwissenschaftlichen Disziplinen, die sich auf das gemeinsame Themenfeld richten lassen. An einem Beispiel: Die Arbeitsgruppe um Klaus Willimczik forscht und lehrt über Fragen der sportlichen Bewegung unter Gesichtspunkten, die mindestens den bestehenden sportwissenschaftlichen Disziplinen Bewegungslehre (einschließlich Biomechanik), Trainingslehre und Sportpsychologie zuzurechnen sind. Gelegentlich kommt weiteres, z.Zt. besonders aus der Medizin, dazu. Die Verbindung der Betrachtungsweisen verschiedener Disziplinen erschließt Neuland in der Forschung und macht die Lehre übersichtlicher und interessanter. Aber das Team eines Arbeitsbereichs ist damit auch in einer Weise gefordert, die in anderen Wissenschaften abgelehnt würde. Das wird uns z.B. immer deutlich, wenn wir Stellen besetzen wollen. Was würde man z.B. sagen, wenn eine Medizin—Professur so ausgeschrieben würde: "Vom Stelleninhaber wird erwartet, daß er das Fach in seiner Breite von der Orthopädie über die Physiologie bis zur Neurologie vertritt." Von der Vielseitigkeit bis zum Dilettan-

tismus ist es da nur ein Schritt. Und doch müssen wir, wenn auch konzentriert auf den Sport, solche Forderungen stellen. Die inzwischen siebenjährige Mißerfolgsgeschichte unseres Arbeitsbereichs III hängt – neben der Unberechenbarkeit ministerieller Entscheidungen – auch an dieser Tatsache.

Auch für den wissenschaftlichen Nachwuchs ist das interdisziplinäre Konzept nicht nur förderlich, sondern auch eine Zumutung. Denn unsere Kollegen aus der Psychologie und auswärtige Fachgutachter wachen insbesondere bei Dissertationen und Habilitationen mit Recht, daß die geltenden Maßstäbe der Disziplinen nicht unterboten werden. Aber von wie vielen Seiten kann man eine Sache betrachten, ohne schwindelig zu werden? Die bisherige Anerkennung der Arbeiten aus unserer Abteilung macht uns Mut, solche Anfechtungen durchzustehen.

Das Strukturkonzept dachte an insgesamt drei interdisziplinäre Problembereiche für die Bielefelder Abteilung. Sie hießen damals: Sportunterricht und Erziehung, Körper und Bewegung, Sport und Gesellschaft. Wir haben in den letzten Jahren mit dem Bereich "Training und Gesundheit" einen vierten herausgelöst, einen umbenannt, und denken über die Benennungen der anderen auch gelegentlich nach. Grundsätzlich hat sich aber gezeigt, daß mit solchen interdisziplinären Problembereichen für Forschung und Lehre das Terrain sinnvoll abzustecken ist. Ich meine allerdings nicht, daß andere Sportinstitute gut beraten wären, genau unsere Grenzziehungen zu kopieren. Man kann und sollte die Arbeitsbereiche je nach den örtlichen Bedingungen auch anders definieren – und man darf das auch in Bielefeld im Detail wieder einmal ändern. Auf das Prinzip kommt es an, und das bewährt sich. Es fördert insbesondere die Zusammenarbeit im Team. Schon die Grundlagenveranstaltung, mit der wir im Grundstudium in jeden Bereich einführen, ist ein Gemeinschaftswerk, zumeist des ganzen Arbeitsbereichs. Und weil wir damit gute Erfahrungen gemacht haben, planen wir gelegentlich noch Größeres: die gemeinsame Grundlagenveranstaltung zweier Arbeitsbereiche in diesem Wintersemester, das gemeinsame Methodik – Buch mit Beiträgen aus drei Arbeitsbereichen usw. ... Auch dies ist zugleich und fast nebenbei eine effektive Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses.

Das dritte und letzte Prinzip, zu dem ich etwas sagen möchte, heißt im Strukturkonzept: "Berufspraxisbezug". Dazu enthält es dezidierte Vorstellungen; und "Berufspraxis" heißt im Strukturkonzept von 1977 natürlich unmißverständlich Berufspraxis des Sportlehrers in der Schule. Das Strukturkonzept liebäugelt offensichtlich mit dem Gedanken der einphasigen Lehrerausbildung. Wenn jemand erst im Referendariat merkt, daß dies nicht sein Beruf ist, ist es zu spät; also muß schon in der Universität konsequent Lehrerausbildung und Berufseinführung geleistet werden. Allein 14 Semesterwochenstunden waren für Fachdidaktik, Schulpraxis und Berufseinführung vorgesehen – das Erziehungswissenschaftliche Studium für alle Lehrerstudenten nicht mitgerechnet. In den 70er Jahren hielten das viele für richtig;

das Reform – Konzept des Deutschen Sportbundes war auch in dieser Hinsicht vorangegangen.

Unter den Prinzipien, die das Strukturkonzept empfiehlt, hat das des Berufsbezugs die meisten Veränderungen erfahren, aber einiges ist geblieben: Eine vierstündige Veranstaltung "Schulpraktische Studien" mit eigener Praxis im Sportunterricht ist immer noch Pflicht – das ist als Ausbildung natürlich zu wenig, aber es kann den Studierenden helfen, um die Berufswahl noch einmal zu überdenken und zu erkennen, wo die größten Defizite liegen, denen man in den letzten Semestern noch begegnen könnte. Die Lehrveranstaltungen zu den Sportarten beziehen wir nicht nur auf die Schule, sondern möglichst auch auf die Schulstufe, für die die Lehrbefähigung erworben werden soll. Primarstufenstudenten erhalten also ihre Ausbildung im Bereich Turnen in einer anderen Veranstaltung als die SI- und SII-Studenten. Wir halten das inhaltlich für notwendig; aber in den ministeriell verordneten Rechenspielen zur Auslastung erscheint es als Luxus, wenn wir daher vielleicht auch einmal für 6 oder 8 Studierende einen eigenen Kurs "Schwimmen in der Primarstufe" durchführen. Klüger wären wir, wenn wir die künftigen Grundschullehrer mit den anderen Studenten zusammen in dem Kurs ausbildeten, in dem es um Feinheiten der Schwimmtechniken geht, die man in der Regel mit zwölf oder vierzehn Jahren lernt. Das ist nur ein Beispiel. Hier, wie an vielen anderen Stellen entsteht ein Druck, die Berufsanforderungen derer, die die Jüngsten unterrichten sollen, nicht so ernst zu nehmen. Übrigens nicht nur im Lehramtsstudium für das Fach Sport ... Noch wehren wir uns – insbesondere die Kolleginnen und Kollegen, die mit der PH-Integration zu uns gekommen sind; aber ich weiß nicht, wie lange noch mit Erfolg.

Aber es gibt andere, grundsätzlichere Entwicklungen, durch die die Berufsanforderungen des Sportlehrers in der Schule aus dem Zentrum rücken. In unseren theoretischen Lehrveranstaltungen, in den Vorlesungen, Seminaren und Studienprojekten spätestens des Hauptstudiums, möchten wir auch Bezug auf das nehmen, worüber wir forschen. Und forschen sollen und möchten wir über die Fragen, für die sich ein gesellschaftliches Interesse erkennen läßt; dies wiederum läßt sich auch daraus erkennen, wofür es Geldgeber außerhalb der Universität gibt. So gesehen, ist der Schulsport seit einigen Jahren kein Thema mehr, und es wird wohl auch noch dauern, bis er über die Gesundheitserziehung hinaus wieder ein bedeutendes Forschungsthema sein wird. Also haben wir uns umgestellt: In unseren größten Drittmittelprojekten bearbeiten wir Fragen des Leistungssport und der Talentförderung, des Breitensports und der Vereinsentwicklung, des Gesundheitssports und des Alterssports – aber nicht des Schulsports. Etwa 30 studentische Hilfskräfte, Mitarbeiter, Graduierte und Doktoranden arbeiten in diesen Bereichen, Examensarbeiten werden in ihnen geschrieben, Veranstaltungen im Hauptstudium zu solchen Themen haben Warteschlangen, solche zum Schulsport fallen auch schon einmal aus.

Berufsbezogenes Studium? Viele unserer Studenten denken zur Zeit eben an andere Berufsbilder als das des Lehrers in der Schule – verständlicherweise. Die Entwicklung eines

Diplomstudiengang mit gesundheitlichem Schwerpunkt, wie wir ihn beantragt haben, scheint konsequent. Oder doch nicht? Heißt das vielleicht nur, auf ein anderes Berufsfeld zu setzen, das dann, wenn die ersten fertig sind, wieder keine Chancen mehr bietet? Wie weit kann man, darf man universitäre Studiengänge den wechselnden Bedingungen des Arbeitsmarktes anpassen? Kommt man bei enger Orientierung an bestimmten Berufsbildern nicht immer zu spät?

Die Absolventen der letzten Jahre hatten wir zu Lehrern ausbilden wollen; viele von ihnen sind keine Lehrer geworden und haben doch eine berufliche Tätigkeit im Bereich des Sports gefunden. Sie sagen uns, ihr Studium biete ihnen auch dafür gute Grundlagen. Das sagen vor allem die, die vor und neben dem Studium praktische Erfahrungen im Sport, insbesondere als Mitarbeiter in Vereinen, gewonnen haben, und denen das praktische Sicherheit und Studienorientierung gegeben hat. Den Berufsbezug des Studiums stellen also letztlich nicht Studienordnungen und Lehrkräfte her, sondern die Studenten. Dafür müssen sie bei uns Rahmenbedingungen, Angebote und Hilfen finden – und darum werden wir uns immer neu bemühen. Die Schule, das größte Berufsfeld und unser traditionelles Lehr- und Forschungsgebiet, werden wir dabei nicht aus den Augen verlieren.

Die Sportwissenschaft an der Universität Bielefeld ist heute zehn Jahre alt. Kinder schreiben vor Geburtstagen einen Wunschzettel (vor so einem runden natürlich erst recht) und überlegen sich vielleicht auch, wer die Wünsche erfüllen könnte. Wir haben das auch getan. Drei Wünsche habe ich vor allem aufgeschrieben – Wünsche allerdings, die sich nicht bereits heute durch ein Päckchen auf dem Geburtstagstisch erfüllen lassen. Bei unserem ersten Wunsch denken wir vor allem an den Rektor dieser Universität, an Sie, verehrter Herr Grotemeyer: Wir möchten endlich einmal unsere vier Arbeitsbereiche komplett haben: mit je einer besetzten Professur, mindestens einer weiteren wissenschaftlichen Dauerstelle und zwei Qualifikationsstellen. Wir wünschen uns das, damit wir die ganze Leistungsfähigkeit des Bielefelder Konzepts zeigen können, und wir wünschen es uns noch in Ihrer letzten Amtszeit als Rektor, Herr Grotemeyer.

Unser zweiter Wunsch richtet sich an die Ministerin für Wissenschaft und Forschung unseres Landes; am besten gebe ich ihn über den Rektor auf den Dienstweg. Sehr verehrte Frau Brunn, beenden Sie endlich den Unsinn, auch so kleine Einheiten wie unsere immer wieder mit den sachfremden Auslastungsberechnungen Ihres Hauses zu konfrontieren. Wenn Sie wirklich "aufgabenkritisch" vorgehen, wie Ihre jüngste Initiative versprach, müssen Sie erkennen: Bei uns Stellen abzuziehen, bedeutet nicht nur, daß die Studienplätze weniger werden, sondern daß ganze Leistungsbereiche, vielleicht sogar Studiengänge entfallen müssen. Zwingen Sie uns nicht zu auslastungstaktischen Finten und Fehlentscheidungen, und erlassen Sie es uns, immer aufs Neue darum kämpfen zu müssen, Stellen, die in unserem Haushalt stehen, auch wirklich besetzen zu dürfen.

Unser dritter Wunsch betrifft die Förderung sportwissenschaftlicher Forschung durch Geldgeber neben der Universität. Jeder weiß, daß größere Forschungsvorhaben ohne solche sogenannten Drittmittel heute kaum möglich sind. Wir Bielefelder bemühen uns, anwendungsorientiert zu forschen, und unser Drittmittel-Umsatz zeigt, daß unsere Leistungen anerkannt werden. Aber wir wollen nicht im kurzfristigen Zickzack mal auf dieses, mal auf jenes Forschungsgebiet springen, für das sich gerade ein Geldgeber interessiert. Wir wollen auch nicht einsehen, daß es infolge der Zuständigkeitsrangeleien zwischen Bundes- und Landesministerien für den Leistungssport sehr viele, für den Gesundheitssport beträchtliche, für den Breitensport wenige und für den Schulsport keine Drittmittel gibt. Wir wünschen uns mehr Ausgewogenheit und mehr Kontinuität. Diesen Wunsch haben wir an viele zu richten, wir bitten aber insbesondere den Präsidenten des Deutschen Sportbundes, sich in diesem Sinn für die Sportwissenschaft in der Bundesrepublik insgesamt einzusetzen.